Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 36 — Lemberg, am 8. Scheiding (September) — 1929

Der verlorene Sohn

Roman von Elsbeth Borchart.

2)

Zähneknirschend und wutschnaubend mußten die Arbeiter auf diesen Ausspruch hin die Fabrik verlassen. Aber sie schwuren dem Amerikaner Haß und Rache.

Und es zeigte sich bald, was sie im Schilde führten.

Die gute Wirkung, die die Entlassung der Kameraden auf die übrigen Arbeiter ausgeübt hatte, blieb zwar äußerlich bestehen. Man nahm sich mehr zusammen, und die Sache schien jetzt wirklich in ebenere Bahnen gelenkt zu sein.

Doch innerlich gärte es in den Gemütern. Die Entlassenen ließen keine Gelegenheit vorübergehen, dieses Feuer zu schüren. Die Saat trieb gute Früchte, und wenn sie auch noch immer vor dem Aeußersten zurückschreckten, so erfolgte der Ausbruch doch noch eher, als anfangs beabsichtigt und erwartet worden war.

Als Williams eines Morgens die Fabrikräume betrat, waren sie leer. Kein Arbeiter war an seinem Platze.

Ehe er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, drang von draußen her ein Geräusch wie von zahlreichen durcheinander redenden Stimmen an sein Ohr. Er trat an das Fenster und sah sämtliche Arbeiter auf dem Fabrikhof stehen, eifrig sprechend und gestikulierend.

Alle drängten sich um einen jungen Menschen, der hier eine Respektsperson sein mußte, denn auf ein Zeichen von ihm wurden die übrigen ruhig und lauschten seinen Worten.

Williams konnte sie nicht verstehen; er beschloß aber, hinunterzugehen und zu sehen, was es gäbe.

Furchtlos trat er auf den Fabrikhof.

Ein wildes Gejohle empfing ihn, aber der junge Mensch gebot Ruhe.

„Was geht hier vor? Warum seid ihr nicht an eurem Platz bei der Arbeit?" rief Williams jetzt mit lauter Stimme.

Wieder wollte sich ein Tumult erheben und wieder wurde er von dem jungen Menschen unterdrückt.

Dieser letztere trat jetzt mit zwei anderen Arbeitern — jedenfalls die Deputierten — vor Williams hin, ohne die Mütze abzunehmen.

Williams maß den jungen Burschen mit einem scharfen, durchdringenden Blick.

Er kannte ihn wohl, diesen jungen widerspenstigen Menschen, der ihn schon am ersten Tage seiner Ankunft eine merkwürdige Begrüßung hatte zuteil werden lassen. Inzwischen hatte er ihm schon mehrere Male wegen seiner Widersetzlichkeit den Text lesen und mit Entlassung drohen müssen.

„Was wollt ihr und welchen Zweck hat diese ganze Komödie?" fragte er noch einmal.

Franz Lindens haßerfüllte Augen richteten sich jetzt auf den Amerikaner.

„Wir stellen unsere Arbeit ein, falls uns nicht gewährt wird, was wir verlangen," antwortete Franz Linden frech und kühn.

„So? Und was verlangt ihr?" fragte Williams ruhig, ohne sich von seinem Platz zu rühren.

Ein hönisches Lächeln flog um des Burschen Mund.

„Wir wollen — — Ihre — — Entlassung!"

Wenn der Monteur erwartet hatte, der Amerikaner würde bei dieser Forderung erschrecken, zum mindesten erbleichen, so sah er sich getäuscht. Kein Wimper zuckte; kein Farbenwechsel verriet, daß ihn dieser Ausspruch auch nur im entferntesten erreae.

„Sonst nichts?" fragte er so ruhig und gelassen, als ginge ihn persönlich die ganze Geschichte nichts an.

„Wir haben alle geschworen," fuhr Franz Linden fort, „nicht eher einen Finger bei der Arbeit zu rühren, bis Sie entlassen sind. Wir wollen einen Deutschen und brauchen keinen Fremden über uns zu dulden," rief er leidenschaftlich, während die beiden anderen Deputierten dazu beistimmend mit dem Kopfe nickten.

Ein eigentümliches Lächeln flog den Bruchteil einer Sekunde über Williams Züge. Dann entgegnete er ernst:

„Euer Patriotismus kommt auf eine sehr seltsame Art zutage."

„Wir wollen uns nicht weiter so schinden lassen, wie in der Zeit, da Sie hier sind."

„Hm," machte Williams und strich nachdenklich den Bart.

„Es wundert mich, daß so reife, gesetzte und verständige Leute, wie es sie unter unseren Arbeitern gibt, einen — — so jungen, unerfahrenen Mann zu ihrem Führer wählen konnten — —. Still," er hob abwehrend die Hand gegen den empört und wütend auf ihn zugehenden Monteur. „Ich wünsche mit älteren Männern in Verhandlung zu treten." Er wandte sich an die beiden anderen, die bisher schweigend dem jungen, kecken Redner das Wort gelassen und nur durch ihr Mienenspiel ihre Beteiligung daran kundgegeben hatten.

„Redet ihr."

Verlegen die Mütze in der Hand drehend, standen sie da.

„Wir wollen nicht mit Ihnen, sondern mit unserm Dienstherrn, Herrn Kommerzienrat Helmbrecht, reden," sagte der eine endlich. „Es war gegen die Verabredung, daß Franz Linden zu Ihnen sprach."

„So — — das hattet ihr also vor? Den armen, blinden Mann wolltet ihr mit eurer lächerlichen Forderung belästigen? Nun — — immerhin — — sei es denn. Geht und tragt ihm euer Anliegen vor. Er mag in einer Sache entscheiden, die er allein zu schlichten vermag. Geht und seht, was ihr ausrichtet. Ich bleibe unterdes hier auf dem Hofe und erwarte eure Rückkehr."

Er hatte diese Worte so laut gesprochen, daß sie über den Hof hallten und von den übrigen Arbeitern verstanden wurden. Ein graubärtiger, alter Arbeiter und Familienvater stieß seinen Nachbar an:

„Sieh nur, Ernst — — wie kühn und mutig er dasteht. Er ist doch ein ganzer Kerl und versteht seine Sache wie kein Zweiter. Schade wär es, wenn er fortgehen müßte; er hat die Sache doch erst in Zug gebracht, wenn er es auch manchmal zu forsch anfing."

„Pst — — pst" — — machte der andere, „laß das nicht laut werden."

„Ich halte zu meinen Kameraden, selbstverständlich," erwiderte der Graubärtige, „aber — ich — — will dafür sorgen — — daß dem da — —" er wies auf Williams, „— — kein Haar gekrümmt wird."

Unterdes waren die drei Deputierten nach der Villa abgegangen, und Williams trat furchtlos zu den Arbeitern hin.

Einige drohende Zurufe wurden bei seinem Näherkommen laut; ein wüstes Durcheinander der Stimmen folgte. Der Graubärtige aber erhob abwehrend die Hand. „Ruhe — — in unserem eignen Interesse gebt Ruhe! Wir wollen uns nicht betragen wie losgelassene wilde Tiere —"

Ein Gebrumme und Getnurre ließ sich noch hin und wieder vernehmen, darauf wurde es mäuschenstill.

Williams ging an den Graubärtigen heran und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Seiffert — — ich hätte wohl ein paar Worte mit Ihnen zu reden — — wollen Sie mir zur Fabrik folgen?"

„Gern, Mister Williams."

Beide Männer gingen auf die Fabrik zu, standen in der Tür und sprachen miteinander.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die Menge. Ein dumpfes Brausen, ein Raunen, ein Flüstern und plötzlich anschwellend zu lauten Rufen:

„Herr Kommerzienrat Helmbrecht!"

Die Mützen flogen von den Köpfen.

Williams wandte sich um.

Von der Villa her kam Helmbrecht, von einem der Arbeiter geführt und von den beiden Deputierten begleitet.

Mit schnellen Schritten war er an der Seite des Fabrikbesitzers.

„Herr Kommerzienrat, ich beklage diesen Vorfall tief."

„Lassen Sie nur, lieber Williams, wir kommen hoffentlich wieder zurecht. Ich konnte es mir nicht versagen, selbst herzukommen, obgleich ich wußte, daß Sie die Sache auch ohne mich in Ordnung gebracht hätten."

Ein böser Zug umspielte bei diesen Worten des Fabrikbesitzers den Mund des jungen Monteurs Franz Linden. Doch niemand gewahrte es. Aller Augen und Mienen hingen mit Spannung an Helmbrecht, der jetzt mitten unter seinen Arbeitern stand.

Und nun erhob er seine Stimme, die noch immer den alten markigen Klang von früher hatte, und sprach zu ihnen, nicht rauh und zürnend, sondern mahnend und strafend, wie ein Vater zu seinen Kindern spricht.

„Was muß ich von euch hören? Ihr, die ihr jahrelang treu zu mir gestanden habt, mit denen ich gearbeitet habe in ehrlicher, treuer Arbeit, ihr gebt euch her zu solchem unwürdigen Aufstand?"

„Wir wollen keinen Fremden," scholl es jetzt aus tausend Kehlen einstimmig, „geben Sie uns einen anderen Leiter, und wir gehen mit Freuden an unsere Arbeit zurück."

„Einen anderen Leiter?" fragte Helmbrecht, nachdem der Sturm sich gelegt hatte. „Welch unsinniges Verlangen stellt ihr da?! Euer eigener Schaden wäre es, wenn ich ihm Folge leisten wollte. Der Schlendrian, der seit dem Tode Direktor Zieglers leider bei uns eingerissen ist, konnte und durfte nicht weitergehen. Wir wären dabei gezwungen gewesen, die Arbeit nach und nach einzustellen, und ihr verlöret damit euer Verdienst und Brot. Seid doch klug, Leute, und seht doch ein, daß Wandel geschaffen werden mußte. — — Wenn euch auch das Regiment jetzt ungewohnterweise streng vorkommen mag, seid gewiß, ich würde es nicht anders machen, wenn ich noch meine Fabrik selbst leiten könnte und nicht durch mein Leiden daran gehindert wäre. Ich danke es der kräftigen Hand Mister Williams, daß er sich an meiner Stelle der schwierigen Aufgabe des Wandelschaffens unterzogen hat. Ihr solltet sie ihm erleichtern und ihm dankbar sein, anstatt euch gegen sein Regiment aufzulehnen. — — Was mich anbetrifft, so denke ich gar nicht daran, ihn zu entlassen, was ihr so unüberlegt von mir fordert. Ich ernenne ihn vielmehr heute zum Direktor und selbständigen Leiter meiner Fabrik und erteile ihm in jeder Hinsicht meine Vollmacht. Wendet euch an ihn, wenn ihr etwas wollt. — — Von euch aber, die ihr mir stets ergeben und treu waret, hoffe und erwarte ich, daß ihr eure Treue auch ferner durch euren Gehorsam beweisen und mir helfen werdet, den Ruf meiner Firma wieder zu altem Glanz und Ansehen zu bringen."

Ein lautes, begeistertes Kundgeben folgte diesen Worten. Alles schrie und rief durcheinander: „Hoch, Helmbrecht — — hoch die Fabrik, hoch die Firma!"

Die Stimmen, die „Hinaus mit dem Fremden" schrien, wurden gänzlich übertönt. Und als jetzt Helmbrecht seinem neuen Direktor die Hand schüttelte, drängten sich alle um die beiden Herren, und es fehlte nicht viel so hätten sie „Hoch Williams" gerufen.

Im Grunde hatten sie dem Amerikaner ihre Achtung und Sympathie nie versagt, und die unzufriedenen, sie mit ihren Reden aufreizenden Anführer hatten sie in den Streit gezogen. Jetzt waren sie froh, daß alles beim alten bleiben konnte.

Plötzlich wand sich ein Mann mit katzenartiger Geschwindigkeit durch die Reihen der Arbeiter, die ihren Herrn und Williams wie eine Mauer umringten. Während Helmbrechts Rede hatte er sich langsam und unbemerkt von dessen Seite entfernt, um zwischen den Arbeitern zu stehen und ihnen leise Verhaltungsmaßregeln zuzuflüstern. Von jener Seite hatten auch die Rufe „Hinaus mit dem Fremden" gerührt. Immer weiter drängte er vor, bis dicht zu Williams hin. Niemand achtete auf ihn in der allgemeinen Erregung, und niemand sah es daher, daß er unter seinem Rock ein scharfes, blitzendes Messer hervorzog. Gerade in dem Augenblick, als er es dem Ahnungslosen, der ihm den Rücken zukehrte, meuchlings in die Rippen stoßen wollte, wurde seine Hand von eiserner Faust umklammert und herabgedrückt.

„Franz, um Gotteswillen — — bist du wahnsinnig?"

Der Graubärtige flüsterte ihm die Worte ins Ohr.

Ein unterdrückter Wutschrei folgte; doch er verhallte in dem allgemeinen Stimmengewirr.

Williams wandte sich mit einem Ruck um, und sein Blick traf das Messer in der Hand des jungen Monteurs. Eine leichte Blässe überzog sekundenlang sein Gesicht. Seine Augen bohrten sich mit durchdringender Schärfe in die Züge Franz Lindens, der mit zusammengebissenen Zähnen vergeblich sich bemühte, seine Hand aus der Seifferts freizubekommen

Er begriff den Zusammenhang vollständig. Trotzdem nahm er ruhig, als sei nichts geschehen, den Arm des Fabrikbesitzers, der nach der Villa zurückgeführt zu werden begehrte. Erst nachdem beide außer Hör- und Sehweite waren, ließ Seiffert die Hand Franz Lindens los.

„Was gibt es denn?" fragten einige Arbeiter.

„Nichts — — was soll es geben?" erwiderte Seiffert kurz.

Da fuhr Franz Linden aus dem Bann, der auf ihm gelegen hatte, auf.

„Ihr fragt noch, was es gegeben habe? — — Erbärmliche Memmen und Feiglinge! Wie die Wetterfahnen auf der Scheune dreht ihr euch nach dem Winde, und ihr meint wohl noch, daß ich mich bei euch bedanken soll dafür, daß ihr meine Ratschläge in den Wind schlagt, meine Bemühungen um euch für ein paar schöne Worte umsonst geschehen sein lasset. Schöne Kameradschaft — — nettes brüderliches Zusammenhalten, fürwahr! Ihr werdet noch sehen, welche Früchte ihr ernten werdet von eurem Wankelmut. Nun haben wir den Fremden, den Leuteschinder, den — den —"

„Halt, Franz — — hüte deine Zunge," rief Seiffert und legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter.

„Laß mich," fuhr Franz wütend auf, „was drängst du dich immer in meine Angelegenheiten? Ich gab dir kein Recht dazu. Aber ihr," wandte er sich jetzt wieder an die übrigen, „wozu habt ihr mich zu eurem Führer erwählt, wenn ihr mir nicht gehorcht?"

„Weil wir eingesehen haben, daß es töricht war," erwiderte eine Stimme, und viele andere unterstützten sie durch ihren Beifall. „Mister Williams führt allerdings ein strenges Regiment, aber unser Herr hat Recht: es muß sein, sonst kämen wir allesamt an den Bettelstab. Und über eine Ungerechtigkeit von Mister Williams Seite kann keiner von uns sich beklagen."

„Oho!" rief Franz, aber seine Rede wurde durch einige Rufe „Er kommt zurück" abgebrochen.

In der Tat kam Williams jetzt zurück. Er sah noch immer bleich aus, aber sein Gang und seine Haltung waren kraftvoll und energisch wie immer.

Seiffert sah es in den Augen des jungen Monteurs eigentümlich aufblitzen. Da trat er an seine Seite und faßte nach seinem Arm.

„Denke an deine alte Mutter, Franz! — Franz — sei vernünftig!"

Mister Williams war jetzt mitten unter die Arbeiter getreten. „Ihr habt die Worte eures Herrn und Arbeitgebers vernommen," redete er sie jetzt mit klarer, ruhiger Stimme an. „Ich glaube und hoffe, daß es unter euch genug kluge und einsichtige Männer gibt, die diese Worte verstehen und danach handeln werden. Es ist nicht um meinetwillen, sondern um euretwillen. Mir stehen hundert Tore offen, wenn ich von hier fortgehe — euch aber droht die Gefahr, wenn es wie früher weitergehen würde. Darum will ich auf meinem Posten ausharren. Ihr selbst werdet finden, daß es kein leichter und beneidenswerter ist. — — — Wenn ihr jetzt sofort an eure Arbeit geht und versprecht, euch in Zukunft nicht mehr von unzufriedenen Gemütern aufreizen zu lassen.

so soll euch der Ausstand verziehen und keiner entlassen werden."

„Wir gehen an unsere Arbeit."

Seiffert stand neben Williams und bot ihm die Hand, die dieser kräftig drückte. Seinem Beispiel folgten die andern. Nur Franz stand in sich gekehrt etwas zurück.

Mit einem Male drängte auch er sich vor. In seinen Augen flackerte es:

„Wir verlangen eine bessere Behandlung, wenn wir Sie noch länger hier dulden wollen," schrie er und ließ die erschreckten Zurufe der anderen unbeachtet.

Williams maß den Kühnen mit einem kalten Blick.

„Von einem Duldenwollen von Ihrer Seite kann hier wohl kaum die Rede sein; auch werde ich nach wie vor Widersetzlichkeit und Ungebührlichkeit zu strafen wissen. — — Monteur Franz Linden — — Sie sind heute entlassen."

Wie gelähmt stand der junge Mann einen Augenblick; er war leichenfahl geworden. Auch die anderen schwiegen beklommen.

In der nächsten Sekunde fuhr er wie ein gereiztes Tier in die Höhe.

„Hahaha, — — habt ihr es gehört? So hält man sein gegebenes Wort, daß niemand entlassen werden sollte." — — Er richtete seine Worte an die Kameraden, die noch immer, ohne sich zu rühren, lautlos auf ihrem Platz verharrten.

„Warum steht ihr so stumm da? Hat keiner den Mut, sich für mich ins Zeug zu legen? Ist das Kameradschaft und Treue, daß ihr ruhig diese Ge...."

„Schweige, Franz — — du bist sinnlos!" rief Seiffert dazwischen, packte seinen Arm und führte den sich heftig Sträubenden fort.

Mister Williams hatte die Worte des Monteurs wohl kaum noch vernommen. Er war nach der Fabrik gegangen, und die Arbeiter schickten sich an, ihm zu folgen.

In kurzer Zeit war der Fabrikhof leer. Nur Franz Linden und Seiffert standen noch am äußersten Ende in heftigem Gespräch. Mit einiger Mühe gelang es Seiffert, den anderen zum Nachhausegehen zu bestimmen; er blieb jedoch an seiner Seite.

„Der Schuft — — der gemeine Hund!" stieß Franz Linden jetzt wutentbrannt hervor.

„Franz sei gerecht — — du konntest nichts anderes erwarten nach deinem ganzen Auftreten."

„Natürlich, du bist auch einer von den Feiglingen, die schnell zu Kreuze kriechen und ihre Kameraden, die sich für ihr Wohl abgemüht haben, im Stich lassen."

„Ich war dir immer freundlich gesinnt, Franz — aber dein — — dein Anschlag heute — — um Gotteswillen, Franz — —"

„Ich hasse den Fremden."

„Wie konntest du dich nur so weit hinreißen lassen? Hast du denn ganz deine alte, ehrenhafte Mutter, deinen seligen Vater, der dem Hause Helmbrecht treu ergeben war, vergessen?"

„Gerade um meiner Mutter willen wurmt sie mich am meisten, die Entlassung. Sie wird hungern müssen."

„Du wirst eine andere Stellung finden; du bist so geschickt, Franz."

„So? Meinst du? Man wußte, solange dieser Williams hier ist, meine Geschicklichkeit wenig zu schätzen. Aber ich sage dir, Seiffert — — ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich trotz dieses Menschen —"

„Was hast du vor, Franz?"

„Ich werde doch in der Fabrik bleiben, sage ich dir."

„Hier in Buchenau?"

„Selbstverständlich."

„Kennst du Mister Williams so wenig? Er nimmt sein Wort nie zurück."

„Hahaha, er wird es zurücknehmen müssen. Er ist nicht der Höchste."

„Ich weiß es nicht, wie du dir das denkst; aber eins versprich mir, ehe ich dich verlasse, und an die Arbeit zurückkehre, versprich es mir um deines seligen Vaters willen, der mein Freund war — —"

„Was?" fragte Franz mürrisch und blieb stehen. Sie waren beinahe bis zu seiner Wohnung gekommen, und er wollte nicht, daß seine Mutter ihn mit Seiffert zusammen sah.

„Führe nichts Aehnliches im Schilde wie vorhin."

„Torheit."

„Ich baue auf dich, Franz — — adieu."

„Adieu."

Als Seiffert kurze Zeit nach diesem Gespräch die Fabrik betrat, herrschte bereits der altgewohnte Arbeitslärm.

Jeder schien heute emsiger bei der Arbeit zu sein, als sonst. Williams ging, wie es seine Gewohnheit war, ab und zu, sprach mit diesem und jenem, so sachlich und ruhig, als wenn nichts besonderes vorgefallen wäre.

Und gerade diese Ruhe und Sicherheit war es, die ihm die Sympathien zurückgewann. Außerdem hatte die Arbeiter das Benehmen ihres Anführers empört. Sie hatten sich seiner Führung anvertraut, sich von seinen Absichten leiten lassen in der Annahme, daß er nur ihr Bestes wolle. Nun machten sie die Beobachtung, daß den jungen Menschen nichts weiter als persönlicher Haß trieb und daß sie alle hatten herhalten müssen, diesen zu befriedigen. Außer Seiffert ahnte freilich niemand, was Franz Linden im Schilde geführt hatte; aber seine leidenschaftlichen Reden, die zornfunkelnden Augen sagten ihnen genug. Dieser Haß mochte wohl in verschiedenen Auftritten mit dem Oberingenieur seinen Grund haben.

Franz Linden war trotz seiner Jugend — er war kaum 21 Jahre alt — einer der geschicktesten Schlosser, so daß ihm vor Williams Ankunft manche Arbeit selbständig übertragen worden war. Es wurmte ihn, daß Williams das nicht tat, daß er ihn vielmehr unter Aufsicht älterer Leute arbeiten ließ. Sein Ehrgefühl und Stolz wurden dadurch verletzt. Aus Trotz wurde er träge und lässig, und der gerechte Tadel Williams empörte sein heißes, jugendliches Blut.

Die Subordination ließ ihn in der Fabrik schweigen, doch um so mehr redete er bei Versammlungen, die wöchentlich einmal in der nahen Stadt stattfanden. Er sprach von „unwürdigem fremdem Joch, das man auf jeden Fall abschütteln müsse". Er war so geschickt in seinen Redewendungen, daß niemand den persönlichen Haß, der sich darunter verbarg, merkte. Und die es merkten und zum Guten reden wollten, drangen nicht durch.

So war es zu dem heutigen Aufstand gekommen. Und ob die Meinungen auch geteilt, ob sie für oder wider Williams lauteten, jeder empfand doch ein erleichterndes Gefühl darüber, daß der Streit so glimpflich und ohne Schaden verlaufen war. Der Eifer wurde dadurch angespornt, und, was noch mehr wert war, die Achtung, ja Bewunderung für den neuen Direktor Mr. Williams, der sich so kaltblütig ruhig und doch so sachgemäß und, ohne seiner Würde Einbuße getan zu haben, den Arbeitern gegenüber wohlwollend gezeigt hatte, stieg immer höher.

In der Villa war die Angelegenheit des Streikes nicht ganz spurlos vorübergegangen.

Helmbrecht fühlte sich nach der ungewohnten Aufregung ermattet. Er lag in seinem Zimmer, und seine Gattin bemühte sich um ihn. Zu einer Sorge schien jedoch kein Anlaß zu sein. Einige Stunden der Ruhe würden das alte Gleichgewicht wieder herstellen.

Auch auf Inge hatte der Vorgang einen tiefen Eindruck gemacht. Sie war zwar nicht Zeugin gewesen und hatte weder des Vaters, noch Williams Worte, die sie an die Streikenden gerichtet hatten, gehört. Aber aus dem Bericht des Vaters entnahm sie so viel, daß es ernster gewesen war, als es den Anschein gehabt hatte. Zudem hatte sie die drei Deputierten zu ihrem Vater gehen sehen und war sehr erstaunt gewesen, daß Franz Linden darunter war.

Franz Linden war, soweit sie zurückdenken konnte, ihr Spielgefährte gewesen. Er war zwar vier Jahre älter als sie, aber das hinderte ihn nicht, mit der Tochter des Fabrikherrn Freundschaft zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)



Weißbrot und Roggenbrot

Ueberblickt man unsere Ernährungsgewohnheiten, so kommt man zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß unter den Getreidearten seit langem solche bevorzugt werden, die einen verhältnismäßig geringen Fettgehalt und demgemäß etwas geringeren Brennwert (kalorischen Wert) haben, nämlich Roggen und Weizen, und zwar in Gestalt des überaus fettarmen feinen Weizenmehls! Gleichzeitig ergibt sich die längst nicht genügend bekannte und beachtete Tatsache, daß der Mensch in dem Maße, in dem er das Roggenbrot durch Weizen, also Weißbrot ersetzt, weniger Mineralstoffe aufnimmt. Wenn man nun bei rein zahlenmäßigem Vergleich des Ausnutzungsverhältnisses zwar findet, daß das feine Weizenmehl, somit das Weißbrot, dem gröberen Roggenmehl und dem daraus hergestellten Schwarzbrot, ebenso dem aus gemischtem Mehl hergestellten sogenannten Graubrot oder Feinbrot, etwas überlegen ist, so ist damit noch keineswegs bewiesen, daß der weitgehende oder gar vollständige Ersatz des gröberen Roggenbrots durch das aus feinem Weizenmehl hergestellte Weißbrot im ganzen gesundheitlich fördernd ist! Wo die bei den Großstädtern heute vielfach wieder übliche Ernährung mit sehr schlackenarmer Kost im Verein mit der sitzenden Lebensweise so oft zu dauernder Stuhlträgheit und deren lästigen Begleiterscheinungen führt, sollte vielmehr von jung auf mehr Augenmerk auf eine natürliche Regelung der Darmtätigkeit gerichtet werden, wie sie sich bei einer passend zusammengestellten, schlackenreicheren Kost gewöhnlich von selbst ergibt. Damit ist aber gesagt, daß die zunehmende Bevorzugung des Weizenbrotes und der aus feinstem Weizenmehl hergestellt, fast schlackenfreien Backwiren von sehr zweifelhaftem Werte ist.

Elektrische Kraft aus Sandstürmen

Zur Zeit werden auf den großen Plateaus östlich des Felsengebirges in den Vereinigten Staaten Versuche unternommen, um festzustellen, ob es möglich ist, brauchbare elektrische Kraft aus den Sandstürmen zu gewinnen, die fast täglich auf diesen Hochflächen auftreten. Es ist eine, durch die in den letzten Jahren besonders zahlreiche Errichtung von großen Drahtzäunen um Felder und an Abhängen gemachte Erfahrung, daß die hier auftretenden Sandstürme diese großen Stacheldrahtzäune mit vielen Volt Elektrizität geladen haben, daß sie Automobile zum plötzlichen Halten brachten, indem sie auf deren Zündsystem einwirkten und selbst Radioapparate in den Wohnungen beeinflußten, wie es selbst ein Gewitter nicht schlimmer vermocht hätte. Obwohl diese offenbar elektrisch geladenen Sandstürme mit keinen Gewittern und Blitzschlägen verbunden sind und nach den bisher erfolgten Studien keine bekannte Verbindung mit dem Erdmagnetismus besteht, so erscheint doch jeder metallische Gegenstand, der von der Erde isoliert ist, durch den darüber wehenden feinen Sandstaub mit Hochspannung geladen zu sein. Im Staate Kansas verband ein Mann während eines solchen Sandsturmes sein Radio mit dem Grunddraht durch ein 32-Kerzenstärke-Licht und erhielt ein so helles Licht, als ob er es mit seiner Automobilbatterie verbunden hätte. Der erste Gelehrte, der eine einleuchtende Erklärung dieses Phänomens gab, war Professor Douglas Rudge von der Universität Chikago, der Versuche in Südafrika ausführte, indem er Boden und Deckel von einem zwanzig Liter haltenden Blechgefäß entfernte und dafür ein feines Drahtnetz über das eine Ende befestigte. Ein beträchtlicher Teil des feinen Sandstaubes, der über die Kanne hinwegstrich, blieb in den Maschen des Drahtnetzes hängen, und die elektrische Ladung, die dieses Drahtgewebe dadurch erhielt, wurde auf eine isolierte Sphäre übertragen. Die gleichen Versuche werden nun seit einigen Monaten auch auf den Hochflächen von Kansas und anderen mittelwestlichen Staaten Amerikas fortgesetzt, und diese lassen bereits erkennen, daß es möglich ist, Elektrizität mit Hilfe dieser Sandstürme zu gewinnen. Die isolierte Sphäre ist gewöhnlich positiver Natur, während ein anderer Leiter die negative Potenz darstellt. In einem Falle erhielt Rudge einen Funken von 1½ Zentimeter Länge, und die Funken weisen meistens eine Stärke von 40 000 Volt auf. Man plant deshalb die Errichtung großer Anlagen, die den feinen Sandstaub auffangen sollen, wodurch Elektrizität erzeugt wird, die dann für wissenschaftliche Zwecke nutzbar gemacht werden kann. Auch in Südafrika auf den großen Plateaus, wo die Sandstürme ebenso eine tagtägliche Erscheinung sind, beabsichtigt man in gleicher Weise vorzugehen.

Wie schwer ist ein Atom?

Durch die großen Fortschritte des Physikers Kapitza auf dem Gebiete der Zertrümmerung des Atomkerns ist die Wissenschaft vom Atom wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt. Der Laie macht sich in allgemeinen von den Größen und Energien, die bei der Betrachtung der Atome vorliegen, keine rechte Vorstellung, so daß er auch die Schwierigkeiten der Lösung des Problems der Atomzertrümmerung wohl kaum in ihrer vollen Größe würdigen kann. Bekannt ist, daß das Atom das kleinste Teilchen der Materie ist und, wie man früher glaubte, unteilbar, wie sein Name besagt. Die neueren Forschungen haben bekanntlich ergeben, daß die bisherige Auffassung unsachgemäß war, denn das Atom ist nicht unteilbar, sondern es besteht aus einem Atomkern und einem oder mehreren Elektronen, die den Kern umkreisen wie die Planeten die Sonne.

Das kleinste Teilchen der Materie ist das Elektron. Man kann es als das Atom der elektrischen Energie bezeichnen. Dieses Elektron ist bereits gemessen und gewogen worden. Profeſſor Wien, der berühmte deutsche Physiker, der einer der hervorragendsten Atomerforscher war, hat die Größe eines Elektrons auf dreimillionstel Millimeter berechnet. Es ist ungefähr der 2000. Teil eines Wasserstoffatoms. Da ein Wasserstoffatom ungefähr gleich einem Quadrillionstel Gramm ist, so kann man daraus ermessen, wie gering die Ausdehnung eines Elektrons sein muß.

Für die Zertrümmerung der Atome spielt aber der positiv geladene Atomkern eine viel größere Rolle, als die negativen Elektronen, die ihn umgeben, denn in dem Atomkern befinden sich die ungeheuren Energien, die ihm seine Festigkeit verleihen. Die Bestrebungen der Atomzertrümmerer richten sich also in erster Reihe auf diesen Atomkern, der ohne Frage ein sehr interessanter Gegenstand ist. Von seiner Kleinheit kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Er verhält sich zu dem gesamten Atom ungefähr wie eine Erbse zu dem Inhalt des Kölner Doms. Noch sinnfälliger wird ein Vergleich mit unserer Erde. Wenn man sich vorstellt, daß ein Wasserstoffatom die Größe unseres Erdballes besitzt, so hat der Kern des Atoms einen Durchmesser von nur 18 Zentimeter. Die Erde hat bekanntlich einen Durchmesser von rund 12 750 Kilometer. Der Atomkern verhält sich also zu dem ganzen Wasserstoffatom wie ungefähr wie 1 : 70 000. Da wir die Größe eines Wasserstoffatoms berechnen können, so läßt sich auch daraus die Größe des Atomkerns feststellen. Derartige Zahlen sind natürlich weder mit normalen Maßstäben, noch mit gewöhnlichen Wagen zu errechnen, sondern es bedarf zu ihrer Feststellung der Elektrizität und mathematischer Berechnungen, die aber trotzdem das für die Wissenschaft notwendige Ergebnis lieferten.

Aus diesen Angaben erkennt man mit großer Klarheit, welch ungeheure Schwierigkeiten sich den Angriffen auf den Atomkern entgegenstemmen. Es sind dazu Mittel notwendig, die weitab von den gebräuchlichen Maßnahmen unserer technischen Wissenschaft liegen und den außergewöhnlichen Verhältnissen, die im Atom herrschen, angepaßt sind. Sollte die Zertrümmerung der Atome jemals unserer Wirtschaft dienstbar gemacht werden können, dann werden wir sie an den ungeheuren Energien erkennen, die auf diese Weise zu gewinnen sind. Aber niemals wird ein Mensch imstande sein, ein Atom zu sehen, auch dann nicht, wenn unsere optische Industrie Gläser von ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit sollte schaffen können. Die Natur unseres Auges widersetzt sich der Möglichkeit, Atome zu sehen. Vergrößerungsgläser können auch nur bis zu der Grenze, die durch die Wellenlänge des Lichtes gegeben ist, helfen. Ueber diese Grenze hinaus kann nichts die Gegenstände dem Auge sichtbar erscheinen lassen. Da die Atome diese Größe nicht erreichen, so werden sie stets unsichtbar bleiben.

Ein schwedisches Steinzeit-Dorf

In Dag in der schwedischen Provinz Ostgotland wird ein Steinzeitdorf aus dem Sumpf ans Tageslicht gebracht. Die Arbeiten werden nach einem Bericht der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau" von dem Stockholmer Archäologen Floedin auf Kosten der Regierung geleitet. Es ist schwer zu erkennen, warum die Stadt gerade in Sumpf angelegt wurde, so daß die Häuser auf schweren Holzböden ruhen mußten, wahrscheinlich war diese Oertlichkeit aber zu einer erfolgreichen Verteidigung gegen Angriffe geeignet. Der einzige Verbindungsweg mit dem festen Lande bestand aus einer schmalen Brücke, die nach Belieben eingezogen werden konnte. Der größere Teil der alten Siedlung war von einer mit flachen Steinen gepflasterten Straße durchzogen.